

Natasha Fennell
& Róisín Ingle



*Club
der Töchter*

*Eine wahre Geschichte über neun
Frauen, die beschlossen,
die Beziehung zu ihren Müttern
zu verbessern*



Aus dem Englischen
von Andrea O'Brian

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2016

Titel der Originalausgabe: *The Daughterhood.*

The good, the bad and the guilty of mother-daughter relationships

All rights reserved

Aus dem Englischen von Andrea O'Brien

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner

Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder

unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt

oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Picture Press/Julia Hoersch

Gesetzt aus der Dante

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04873-5

DER CLUB DER TÖCHTER

Natasha

Ich stehe auf Kerzenlicht. Sogar beim Frühstück zünde ich mir eine Kerze an. Róisín weiß mittlerweile genau, dass unsere Unterhaltungen erst bei Kerzenschein richtig in Gang kommen. Bei der ersten Versammlung des Clubs der Töchter brannten bei mir sogar noch mehr Kerzen als sonst.

Im Ofen wartete bereits das Chili, der Wein stand auf dem Tisch. Die ersten Teilnehmerinnen trudelten ein. Ich war freudig erregt, aber auch furchtbar nervös. Was, wenn sich die ganze Sache als schrecklicher Fehlgriff entpuppte? Ich beruhigte mich mit dem Gedanken, dass ich ja nicht die Einzige war, die sich an diesem Abend mit völlig Fremden in einer Gruppe traf.

Klar, es gab vermutlich kein zweites Treffen unserer Art, aber egal. Wenn man eine Leidenschaft oder ein Problem hat, sagte ich mir, ist es doch wohl natürlich, dass man Gleichgesinnte sucht. Unwillkürlich musste ich an die Anonymen Alkoholiker denken – AA. Wir trafen uns hier als AT – die Anonymen Töchter. Es klingelte schon wieder. Auf dem Weg zur Tür zündete ich noch eine Kerze an. Als Glücksbringer.

Der Club war nun vollzählig. Die Frauen hatten sich um meinen Küchentisch versammelt, beäugten einander schüchtern und warteten auf das, was als Nächstes geschehen würde.

Unsere Gruppe umfasste sieben Teilnehmerinnen, Róisín und mich eingeschlossen. Am Ende würden wir auf neun anwachsen, weil zwei Frauen auf überraschenden Umwegen zu uns stießen, aber dazu später. Ich weiß noch, dass die dunkelhaarige Maeve keinen Wein wollte, und Lily, in knallrotem Pullover, weiß war wie die Wand. Die Aufregung stand ihr ins Gesicht geschrieben. An Sophies rabenschwarzes Haar und ihre Kette aus Lapislazuli kann ich mich noch gut erinnern. Sie saß so steif und stumm am Tisch, dass ich mich fragte, ob sie wohl Fluchtgedanken hegte. Róisín plauderte mit Grace, die ein nettes Lächeln auf den rot geschminkten Lippen trug und stets zu Scherzen aufgelegt schien. Erst bei genauerem Hinsehen erkannte ich, wie nah sie am Wasser gebaut war. Cathy, die schnell einen kräftigen Schluck Wein trank, war die Nervosität sofort anzumerken. Meine Rolle ähnelte der eines Dirigenten bei der ersten Probe mit einem neuen Orchester: Es war an mir, die Gruppe zu moderieren und den Einstieg ins Thema zu erleichtern. Unser

Orchester war natürlich eine Laien-truppe, wir spielten nicht nach Noten, waren aber bereit, nach Leibeskräften zu improvisieren – und darauf kam es letztlich an.

Sieben Frauen waren wir also, und auf den ersten Blick verband uns nicht viel. Hier in meiner Küche relativierten sich die vermeintlichen Unterschiede jedoch rasch. Wir alle wollten über unsere Mütter sprechen und anderen Töchtern zuhören, wenn sie über ihre Mütter sprachen. Und so nahm der Abend seinen Lauf. Der Regen prasselte gegen die Fenster, der Wind heulte und im Kerzenschein erzählten wir uns reihum unsere Müttergeschichten. Es fühlte sich ganz natürlich an. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Mit einer kurzen Vorstellung des Club-Konzepts und unseren Zielen brachte ich den Ball ins Rollen. Ich erzählte den Frauen von meiner Mutter und davon, wie mich ihre Krankheit dazu gebracht hatte, meine Rolle als Tochter genauer zu hinterfragen. Sie erfuhren, wie Róisín und ich uns zusammengeschlossen hatten. Ich bat sie, sich für sechs Treffen zu verpflichten, die jeweils einmal im Monat stattfinden würden. Bei diesen Zusammenkünften sollte es ausschließlich darum gehen, unser Verhältnis zu unseren Müttern zu verbessern, bevor es zu spät sei. Es gebe kein Rezept dafür, aber unser Aufwand hätte sich bereits gelohnt, wenn wir am Ende dieser sechs Gespräche auch nur ein positives Ergebnis erreicht hätten, erklärte ich meinen Gästen.

Kaum war das Chili serviert, stellte ich ein Diktiergerät auf den Tisch. Wir hatten beschlossen, die Gespräche mit den anderen Töchtern aufzuzeichnen, um ihre Geschichten in unserem Buch dokumentieren zu können. Erst als ich mir nach dem Treffen meine einführenden Worte anhörte, merkte ich, wie emotional ich gewesen war:

„Es mag sich komisch anfühlen, in einer Gruppe über unsere Mütter zu sprechen, aber ich hoffe, dass wir uns daran gewöhnen. Für mich ist es schon nicht mehr so seltsam, weil ich mich bereits seit einiger Zeit mit dem Thema auseinandersetze. Es kommt vor allem darauf an, dass wir den Willen haben, etwas zu verändern. Und die Bereitschaft, am Ball zu bleiben. Wir haben uns hier versammelt, weil wir an der Beziehung zu unseren Müttern arbeiten möchten. Dabei gibt es kein Richtig oder Falsch. Und wenn am Ende auch nur eine Kleinigkeit besser ist als vorher, hat sich unser Bemühen schon gelohnt. Sechs Monate, sechs Treffen, zu mehr müssen wir uns hier nicht verpflichten.“

Nach dieser Einführung ging es reihum, und in dieser Reihenfolge liefen auch alle

Folgetreffen ab. Maeve hatte den schwierigen Wunsch nach mehr Nähe zu ihrer Mutter, hielt sie jedoch immer auf Abstand. Sophie erzählte uns die Geschichte ihrer psychisch kranken Mutter, und Lily vermittelte uns einen Eindruck, wie ihr Leben mit einer narzisstischen Mutter aussah. Cathy sprach über ihre Angst, so zu werden wie ihre Mutter, und Grace über ihre Probleme mit ihrer an Alzheimer erkrankten Mutter. Róisín erzählte von ihrem engen Verhältnis zu ihrer Mutter, aber auch darüber, wie sie manchmal als Tochter versagte. „Immer wieder nehme ich mit vor, bei unseren Treffen nicht nur über mich zu reden, aber es gelingt mir nie. Wenn ich mit ihr zusammen bin, finde ich mich einfach wahnsinnig interessant“, gab sie lächelnd zu.

Nach dem Essen verteilte ich Listen mit verschiedenen Vorschlägen, die wir im Umgang mit unseren Müttern zusätzlich zu unseren regelmäßigen Treffen ausprobieren könnten. Dazu gehörten ganz einfache Anregungen wie „besser zuhören“, „mehr Geduld haben“, „sich auf die Zunge beißen“, „öfter mit ihr auf Reisen gehen“, „sie nicht mehr bevormunden“ und ähnliche Tipps. Am Anfang waren wir alle begeistert. Wir glaubten, wir könnten diese Liste leicht abarbeiten, die Mutter mal zum Essen einladen oder zum Mittagessen treffen, ihr zeigen, wie man ein Tablet bedient, oder mit ihr Shoppen gehen. Wir redeten viel darüber, was zu tun wäre, es gab auch Zweifel, ob unsere Bemühungen uns zu besseren Töchtern machen würden, doch schließlich wählte jede von uns die Vorschläge aus, die ihr am besten zusagten.

Am Ende des ersten Abends hatten wir uns bereits so viel anvertraut, dass wir uns nicht mehr fremd waren. Einige unter uns hatten ihre Muttergeschichte zum ersten Mal erzählt. Überall auf dem Tisch lag zerknülltes Küchenpapier, ein Zeichen, dass hier auch Tränen verdrückt worden waren. Beim nächsten Mal würde ich Taschentücher parat halten.

Während der nächsten Zusammenkünfte lernten wir einander besser kennen, diskutierten miteinander und versuchten, das jeweils eigene Tochterbild zu verstehen. Dazu erfanden wir Namen für den jeweiligen Tochtertyp, den wir zu jenem Zeitpunkt zu verkörpern glaubten. Selbstverständlich waren wir in der Lage, je nach Situation und Lebenslage verschiedene Typen zu verkörpern. Sie werden sehen, dass wir alle ein bisschen von jedem Tochtertyp in uns tragen.

RÓISÍN: DIE ABHÄNGIGE TOCHTER

Meine Mutter rangiert bei mir auf Platz vier der Menschen in meinem Leben, mit denen ich gern zusammen bin. Die ersten drei Plätze belegen meine Töchter und ihr Vater. In Gesellschaft meiner Mutter ist die Welt gleich viel rosiger. Es ist mir wichtig, sie in unsere Familienaktivitäten einzubeziehen, aber nicht, weil ich eine brave Tochter bin, sondern weil ich sie gern um mich habe. Meine Mutter macht alle Feiern ein bisschen schöner. So ähnlich wie Chips oder Käsehäppchen.

Als Journalistin werde ich oft zu interessanten Veranstaltungen eingeladen. Wenn es möglich ist, nehme ich meine Mutter mit, vor allem, wenn ich auf die Bühne muss. Allein der Gedanke, sie im Publikum zu wissen, gibt mir Selbstsicherheit.

Außerdem habe ich meine Mutter ständig im Schlepptau, weil ich weiß, dass sie mich liebt. Es ist einfach ein erhebendes Gefühl, so viel Liebe zu erfahren, die bedingungslose Liebe einer Mutter.

Dazu kommt, dass meine Mutter mich so genau kennt wie niemand sonst. Sie liebt mich nicht nur, sie versteht und akzeptiert mich auch. Diese drei Zutaten ergeben einen starken Cocktail, nach dem ich vielleicht sogar süchtig geworden bin. Möglicherweise ist diese Sucht gar nicht ungesund. Aber immer, wenn ich unsere Beziehung genauer unter die Lupe nehme, wird mir klar, dass ich an dieser Abhängigkeit etwas ändern sollte.

Bei unserem ersten Treffen erzählte ich auch den anderen Frauen davon. Außerdem gestand ich ihnen, bei gemeinsamen Unternehmungen mit meiner Mutter fast ausschließlich über mich zu sprechen. Nicht, dass ich ihr keine Fragen stellen würde. Aber es ist eine solche Wonne, meine Mutter ganz für mich allein zu haben, dass ich ihr jedes Ereignis in meinem Leben in allen Einzelheiten erzählen möchte. Es gibt Treffen, da kommt sie überhaupt nicht zu Wort.

Auch mein manchmal etwas unzureichendes Verhalten bei Familientreffen beichtete ich den anderen. Es ist in letzter Zeit gelegentlich vorgekommen, dass ich mich mit einem oder mehreren meiner sieben Geschwister anlege und der ganzen Familie damit das Zusammensein verderbe. Vor kurzem lieferte ich mir wegen eines geringfügigen Anlasses mit meiner jüngeren Schwester einen handfesten Streit, wir bewarfen uns sogar mit Geschirr, und zu guter Letzter stapfte ich wie ein eingeschnappter Teenager davon. Ich weiß, dass viele im Kreise ihrer Lieben leicht mal in die Rolle des aufmüpfigen Kindes zurückfallen, aber ich neige in dieser Sache

wirklich zur Übertreibung. Meine Mutter war verärgert, der Tag ruiniert. Den anderen blieb nur die Schadensbegrenzung.

Zu meiner Vorliebe, friedliche Familienfeiern zu torpedieren, gesellt sich eingangs erwähnte Abhängigkeit, die ich in all ihren Formen gern genauer beschreiben möchte: Ich bin finanziell abhängig von meiner Mutter. Verliere ich meine EC-Karte, was häufig passiert, oder muss am Monatsende zu viele Rechnungen auf einmal begleichen, springt meine Mutter für mich ein. Selbstverständlich zahle ich ihr das Geld irgendwann zurück, aber mir ist klar, dass ich mich nicht so auf sie verlassen sollte. Vor einigen Jahren geriet ich in ernste finanzielle Schwierigkeiten, aus denen sie mich glücklicherweise gerettet hat. Sicher, sie hat es gern getan, aber ich weiß auch, dass sie sich mit dem geliehenen Geld jetzt was Schönes kaufen, ihren – Moment – siebzehn Enkeln Geschenke machen oder meinen Geschwistern unter die Arme greifen könnte. Ich verlasse mich in finanziellen Angelegenheiten viel zu sehr auf sie. Das muss aufhören.

Außerdem bin ich emotional von meiner Mutter abhängig. Letztens ging es mir beispielsweise nach einem langen Arbeitstag nicht so besonders. Ein wohlmeinender Freund schlug mir am Telefon vor, es doch mal mit etwas mehr Bewegung zu versuchen. Er hatte ja nicht Unrecht. Ich sollte tatsächlich mehr Sport treiben. Aber momentan fehlt mir einfach die Zeit dazu. Nach dem Telefonat fühlte ich mich dann richtig elend.

Ich erzählte es meinem Mann Jonny, der lieb und nett reagierte, wie er es immer tut, aber ich wusste genau, mit wem ich am liebsten darüber geredet hätte, weil nur sie genau versteht, warum ich mich so mies fühlte: mit meiner Mutter. Statt also selbst mit meiner Kränkung, dem Gefühlswirrwarr und meinem Frust klarzukommen, rief ich meine Mutter an und kotzte mich bei ihr aus.

Ich klagte und lamentierte, heulte und jammerte. Ganze zwanzig Minuten plapperte ich drauflos, ohne Punkt und Komma. Und meine Mutter sagte immer nur: „Ich weiß, ich weiß.“ Das stimmte auch. Ansonsten wären mir ihre Bekundungen nämlich ziemlich auf den Geist gegangen. Ihr aufrichtiges Verständnis war Balsam für meine Seele. Irgendwann beruhigte ich mich wieder. Meine Mutter hatte mich mit ihrer Liebe wieder ins Gleichgewicht gebracht. Aber ist sie tatsächlich der einzige Mensch, der für mich sorgen kann? Nein. Ich weiß genau, dass meine Aufgabe als Tochter darin besteht, mich auf die andere Person in meinem Leben zu verlassen: mich selbst.

Ich bin ungefähr sechs Jahre alt, und meine Mutter ist der Nabel meiner Welt. Mein Vater ist mir ein wenig fremd, er ist derjenige, der meist im Wohnzimmer auf dem Sessel sitzt und die Rennpferde im Fernsehen anfeuert oder mit mir an der Hand die Straße überquert, wo mir der Hopfenduft aus *Ryan's Pub* in der Nase kitzelt. Einmal stand ein bärtiger Mann mit einer Tüte Süßigkeiten vor der Tür, der mich an Käpt'n Iglo erinnerte. Das war mein Vater, aber ich erkannte ihn nicht.

Auch wenn ich heute, als Erwachsene, an ihn zurückdenke, verbinde ich keinen typischen Geruch, keine bestimmte Berührung mit ihm. Aber den verschwörerischen Glanz in seinen blauen Augen wenn er mir zuzwinkerte, habe ich nicht vergessen, und ich weiß noch, wie er uns mit seiner tiefen, warmen Bassstimme ein Wiegenlied vorgesungen hat Daddy ist nämlich krank, er hat Schizophrenie, aber ich bin erst sechs, deswegen verstehe ich nicht, was das genau bedeutet. Nur, dass er nicht so ist wie die Daddys meiner Freundinnen. Er ist da und auch nicht. Wie ein Geist. Mit acht Kindern hat meine Mutter alle Hände voll zu tun. Wir haben kein Geld, weil Daddy, der mal Taxifahrer war, nicht mehr arbeiten kann. Aber in der Schublade liegen Bezugsscheine für Butter, die Arme im Dublin der Siebzigerjahre bekommen, und Mrs Roddy vom Lebensmittelladen an der Ecke gibt uns auch Brot und Milch dafür. Die Nonnen am Ende der Straße heißen *Sisters of Charity*. Die bringen uns schwarze Säcke mit Kleidung. Es macht uns großen Spaß, darin herumzuwühlen. An Weihnachten sind da lauter Spielsachen drin. Die Schwestern versorgen bestimmt auch den Weihnachtsmann mit Geschenken.

Schwester Agnes hilft uns ganz besonders. Sie sitzt in der Küche und plaudert ewig mit meiner Mutter, während wir an ihnen vorbei in den Garten laufen, wo wir Schlammkuchen backen oder komplizierte Hindernisläufe veranstalten. Bevor sie wieder ins Kloster oder zur nächsten armen Familie geht, gibt sie meiner Mutter einen Umschlag mit einem sauber gefalteten Geldschein, manchmal sind sogar zwei drin. Ich weiß von den Bezugsscheinen, den schwarzen Säcken und den Spenden – aber ich fühle mich nicht arm. Stattdessen bin ich rundum glücklich, sitze an meine Mama gekuschelt auf dem Sofa neben dem Kamin, den mein Vater gebaut hat, es riecht nach Rauch, im Fernsehen läuft *Blake's 7* und das Leben ist wunderbar. Das hat mir meine Mutter geschenkt.

Eines Nachts, ich bin mittlerweile acht, macht mein Vater seine Ankündigung wahr und bringt sich um. Er nimmt ein blaues Seil, geht in den Garten hinterm Haus,

macht eine Schlinge, legt sie sich um den Hals und erhängt sich. Meine Mutter findet ihn erst am nächsten Morgen. Wir haben kein Telefon, deshalb läuft sie zu Mrs Smith und schlägt so lange gegen die Tür, bis sie ihr öffnet.

Die Smiths haben ein Telefon. Es befindet sich in einer eigens dafür gebauten Zelle neben der Haustür. Damals war ein solcher Apparat noch so selten und kostbar, das man ihm ein eigenes Häuschen zuerkannte. Meine Mutter nimmt den schweren Hörer in die Hand und wählt den Notruf. Der Krankenwagen kommt schnell, aber es ist bereits zu spät. Als wir an diesem Morgen aufwachen, verbietet uns unsere große Schwester, aus dem Fenster zu schauen, und wir gehorchen ihr. Ich bin ihr dankbar. Hoffentlich hat es auch sonst keiner gesehen.

Das dicke blaue Seil liegt auf dem Tisch neben der Hintertür. Immer mehr Leute drängen sich ins Haus. Daddy ist tot. Ich habe das Gefühl, über allem zu schweben, bin nicht mehr da. Irgendwann schwebe ich hinaus, weil ich zur Schule will. Da kenne ich mich wenigstens aus. Mein Zuhause verwirrt mich im Moment. In diesem Zustand verbringe ich die nächsten Tage. Ich schwebe in Mrs Roddys Laden, bei der ich auf einmal nicht mehr für meine Süßigkeiten bezahlen muss, später ins Bestattungsinstitut, wo Daddy in einem Sarg liegt und meine Mutter mir erzählt, er habe seine Augen zu wissenschaftlichen Zwecken gespendet, und ich frage mich, ob sie immer noch so verschwörerisch glänzen. Mein Bruder Michael hat mir verraten, wie Daddy gestorben ist. Ein Junge auf einem Fahrrad hat es ihm über die Straße hinweg zugerufen: „Dein Dad hat sich an einem Baum erhängt!“ Ich bin wütend auf meinen Bruder, will ihm nicht glauben. Aber meine Mutter sagt mir, dass es stimmt.

Meine jüngeren Geschwister und ich gehen nicht mit auf die Beerdigung. Wir sitzen im Hinterzimmer von *Borza's Chip Shop* drei Häuser weiter. *Borza's* finde ich total klasse. Wir dürfen essen, was wir wollen, weil wir die Kinder mit dem toten Daddy sind. Beim Gedanken an meinen toten Vater habe ich den Geschmack von heißen, dicken Pommes und Hamburger im Mund. Vor meinem geistigen Auge sehe ich seinen Abschiedsbrief, den er auf meine Lesefibel geschrieben hat. Unsere Namen in seiner krakeligen Handschrift. Ich träume, dass er mich besucht, aber es sind Alpträume. Jetzt ist er tatsächlich ein Geist.

Meine Mutter ist meine Heldin. Als mein Vater starb, war ihr jüngstes Kind ein Jahr alt, das älteste sechzehn. Sie stammt aus England und kam in den Sechzigerjahren nach Irland, wo sie meinen Vater kennenlernte und schließlich heiratete. Ich werde

ihr immer dankbar sein, dass sie mir die Dinge vermittelte, die auch ihr wichtig waren – Literatur, Kultur und eine generelle Neugier aufs Leben. Sie brachte uns nur mit ihrer Witwenrente und der Sozialhilfe durch und bereitete uns allen das Fundament für ein glückliches Leben. Vor Daddys Tod erwarb sie von einem Hausierer sämtliche Ausgaben der *Encyclopædia Britannica*, wo wir Antworten auf alles fanden, seien es Quizfragen oder Schulaufgaben. Die Rechnung für diesen Luxus konnte sie natürlich nicht begleichen, aber nach Daddys Tod bezahlte die Versicherung alle noch ausstehenden Schulden. Ich betrachte diese Bücher immer noch als sein Geschenk an uns.

Wenn man versucht, die Punkte des eigenen Lebens zu einem Ganzen zu verbinden, kommt man oft nicht weit. Mein Vater brachte sich um. Suchte und fand ich deswegen Trost im Essen? War ich deshalb so ein rebellischer Teenager? Liegt darin die Ursache, dass ich als Erwachsene immer noch von meiner Mutter abhängig bin? Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass meine Mutter froh wäre, wenn ich mich endlich zusammenreißen und auf eigenen Beinen stehen würde. Mir ist schon klar, dass Mütter gern gebraucht werden, aber in meinem Fall bin ich überzeugt, dass meine Mutter sich gern weniger stark von mir gebraucht fühlen würde. Ich werde es versuchen.

Über meine Abhängigkeit habe ich mir schon oft Gedanken gemacht und bin zu einem Schluss gelangt, der mich in keinem guten Licht erscheinen lässt. Wenn wir erwachsen werden, nabeln wir uns irgendwann auch von unseren Müttern ab, wodurch sich die Dynamik im Mutter-Tochter-Verhältnis ändert. Die kindliche Tochter wird zur erwachsenen Frau und lebt ihr eigenes Leben, Mutter und Tochter begegnen sich schließlich auf Augenhöhe.

Bei mir ist das noch nicht geschehen. Wenn ich die Augen schließe und an meine Mutter denke, sehe ich sie nicht in erster Linie als Frau mit Bedürfnissen, Hoffnungen und Träumen, sondern als diejenige, die mich hegt, pflegt und beschützt. Dieses Missverhältnis, das den anderen Familienmitgliedern wohl schon lange sauer aufstößt, entdeckte ich erst, als ich mich genauer mit unserer Beziehung auseinandersetzte. Dass der Groll meiner Geschwister nicht ganz ungerechtfertigt ist, habe ich mir erst vor Kurzem eingestanden. Zunächst dachte ich, meine Arbeit hier bestehe darin, meiner Mutter mehr Wertschätzung entgegenzubringen, doch mittlerweile weiß ich, dass ich meine Aufgabe erheblich weiter fassen muss. Ich muss erwachsen werden. Überraschung!

Mag ja sein, dass ich eine abhängige Tochter bin, aber auch eine zuverlässige – von manchen Ausnahmen abgesehen. Krankenhäuser, zum Beispiel, kann ich nicht ertragen. Allein der Geruch! Und dann die unerwarteten Anblicke wie die blutverschmierten Einmalüberzieher eines Chirurgen oder der Stapel Windeln neben dem Bett eines älteren Patienten. Es ist fast so, als verspürte ich eine Abscheu gegenüber dem, was sich dort abspielt, und dieses Gefühl kann ich nur schwer verbergen. Jemanden wie mich wünscht sich niemand als Krankenbesuch. Trotzdem ergab es sich in den letzten Jahren immer wieder, dass ich, die pflegetechnisch minderbegabte Tochter mit der Krankenhausphobie, meine Mutter in die Klinik begleiten musste. Ich saß mit ihr beim Arzt, wenn sie zur Kontrolle musste und man sie zum EKG schickte. Ich hockte wie versteinert und voller Abscheu den ganzen Nachmittag im *St.-Vincent's*-Krankenhaus an ihrem Bett und redete mit Engelszungen auf sie ein. „Das wird schon wieder“, lautete die am meisten verwendete Floskel, an die ich, ehrlich gesagt, nicht eine Sekunde glaubte. Was sich als Irrtum herausstellen sollte, denn sie erholte sich schneller von diesen Aufenthalten als ich.

Kurze Zeit später kam sie mich in Belfast besuchen. Dorthin hatte mich die Arbeit verschlagen, aber ich fand immer wieder Mittel und Wege, meine Mutter in der Nähe zu haben. Abends gingen wir ins Kino, um uns „A Beautiful Mind“ anzusehen. Als ich mich im dunklen Saal zu ihr umdrehte, war sie auf einmal verschwunden, stattdessen hörte ich ein leises Stöhnen. Sie lag am Boden und murmelte was von Schmerzen im linken Arm. „Was ist passiert?“, flüsterte ich. „Ich glaube, ich habe mir was gebrochen“, flüsterte sie zurück, denn wir wollten die anderen Gäste nicht stören.

Vorsichtig bugsierte ich sie aus dem Kino in ein Taxi und fuhr mit ihr ins Krankenhaus.

Noch aus der Notaufnahme rief ich meine Schwester an. „Rachel“, sagte ich, „ich bin mit Mum im Krankenhaus. Es wäre gut, wenn du kommen könntest.“ Dass meine Mutter mir aufgetragen hatte, niemanden damit zu behelligen, war in diesem Augenblick egal. Ich glaube, ich entspannte mich erst, als sie meine Mutter dermaßen mit Morphinum vollgepumpt hatten, dass sie nicht mehr merkte, wie ungeschickt ich mich bei der Krankenpflege anstellte. Als wir uns den Film später auf DVD ansahen, weinte sie.

Ein paar Monate später klingelte morgens gegen neun Uhr das Telefon. Es war meine Mutter. „Róisín“, sagte sie, „ich bin die Treppe runtergefallen und ...“ Sie hatte sich auch den rechten Arm gebrochen.

Nach vier Monaten war der Bruch immer noch nicht verheilt, es wurde eine Operation empfohlen. Meine Geschwister konnten keinen Urlaub nehmen, ich hatte ebenfalls Termine, aber die Vorstellung, sie würde allein, wirr und verängstigt aus der Narkose erwachen, trieb mich in die Klinik.

Und so saß ich mit aufsteigender Übelkeit und Widerwillen an ihrem Bett, als sie mit Sauerstoffmaske vorm Gesicht und am Tropf hängend aus der Narkose erwachte wie ein Kind aus einem Alptraum.

„Ist mit mir alles in Ordnung?“, fragte sie und ich versicherte ihr, dass sie sich keine Sorgen machen brauche. Dann bat sie mich um einen Kuss, den ich ihr prompt auf die Stirn drückte und strich ihr übers Haar, wie sie es bei mir getan hatte, als ich noch klein war. Die Schwestern unterhielten sich voller Mitgefühl über ihre Patienten, während sie Bettpfannen säuberten, Schmerzen linderten und Blut abwischten. Vor diesen Menschen ziehe ich auch heute noch den Hut. Ich bin ein solches Weichei.

Aber wenigstens war ich an ihrer Seite. Und obwohl ich ihr nicht glaubte, versicherte mir meine Mutter lächelnd, dass ihr das genüge.

Ich habe ihr über die Jahre so viele Kummer gemacht, aber sie erwartet so gut wie keine Gegenleistung. Das ist wahrscheinlich bei Müttern nichts Unnormales. Obwohl – was ist schon normal? Meine Mutter bestimmt nicht. Bald ist Muttertag, aber meine Mutter macht da nicht mit. Sie braucht weder Karten noch Pralinen oder Blumen. Alles Gute zum Muttertag? Nicht mit ihr.

Aber die abhängige Tochter will ihr trotzdem ein Geschenk machen. Dazu gibt es eine Geschichte: Es war einmal eine Tochter, die ihre Mutter nicht immer liebevoll behandelte. Sie stahl Kleingeld aus der Küchenschublade, Geldscheine aus ihrer Handtasche. Sie erzählte schamlos Lügen darüber, wo sie sich nächtelang herumtrieb. Und weil sie nicht dort war, wo sie hätte sein sollen, blieb der besorgten Mutter nichts anderes übrig, als die ganze Nachbarschaft nach ihrer Tochter zu durchkämmen, bis sie sie schließlich in einer Kneipe fand und unsanft nach Hause beförderte. Von da an hasste die Tochter ihre Mutter. Aber als sie erkannte, wovor oder besser vor wem ihre Mutter sie damit gerettet hatte, war sie ihr doch dankbar.

Eines Tages beschloss die Tochter wegzulaufen. Die Mathe-Hausaufgaben waren ihr einfach zu viel, außerdem gab es da diesen süßen Typen, der mit seinem weiß geschminkten Gesicht und den blutroten Lippen aussah wie Robert Smith von The Cure. Der wohnte allerdings nicht in der Nähe, also setzte sie sich mitten in der Woche in einen Zug und dann in einen Bus. Schließlich landete sie irgendwie vor dem richtigen Haus an der mittlerweile nachtdunklen Landstraße.

Am Telefon hatte der Typ das Treffen noch für eine prima Idee gehalten, aber als sie dann tatsächlich vor seiner Tür stand, fand er die Sache nur noch peinlich. Ohne Schminke und Lippenstift sah er auch gar nicht mehr so cool aus. Wenig enthusiastisch bot er dem Mädchen schließlich den Schuppen hinterm Haus als Nachtlager an. Der Schuppen war gar nicht so übel, denn die Eltern waren offenbar wohlhabend. Er hatte sogar Fenster. In freudiger Erwartung eines späteren romantischen Stelldicheins machte die Tochter es sich zunächst auf dem aufgestapelten Kaminholz bequem. Es duftete wie Weihnachten.

Doch schon bald wurde dem Mädchen langweilig, und der Junge bekam kalte Füße. Unter dem Vorwand, ihr was zu Essen zu holen, beichtete er die Sache seinen Eltern, die umgehend die Mutter des Mädchens alarmierten. Eine in der Nähe wohnende Freundin der Familie fuhr schließlich zwanzig Kilometer durch strömenden Regen, um die Tochter abzuholen.

Das Zusammenleben mit der Tochter war in vielerlei Hinsicht schwierig. Sie war ständig auf Krawall gebürstet und machte ihren Geschwistern das Leben zur Hölle. Die Mutter versuchte es mit Therapie, aber das brachte nichts.

Die Tochter aber wusste, dass sie diese Mutter, die ihr leckere Speisen kochte, nicht verdient hatte. Manchmal war die Tochter sogar so gemein, das Essen der Mutter zu verweigern und sich stattdessen Pommes zu kaufen. Aber das Wissen darum, dass sie ihre Mutter nicht verdient hatte, machte die Tochter nur noch rebellischer. Sie wollte ja lieb sein, aber das war gar nicht so einfach.

Die Tochter sagte ständig: „Tut mir leid“. Tut mir leid, dass ich Schule geschwänzt und während deiner Abwesenheit fremde Jungs ins Haus gelassen habe, die ein Chaos anrichteten, eine teure Flasche Martini klauten und die Gitarre der älteren Schwester zerbrachen. Tut mir leid, dass mein Nebenjob weg ist, weil ich eine Packung Kaugummis vom Regal genommen und nicht dafür bezahlt habe. Tut mir leid, dass ich den Teller mit Spaghetti Bolognese gegen die Wand geworfen habe.

Die Mutter sagte ständig „Ich verzeihe dir.“ Ich verzeihe dir trotz der

fürchterlichen Sorgen, die ich mir um dich mache. Ich verzeihe dir, dass du weggelaufen bist, dass du egoistisch bist. Ich verzeihe dir dieses und jenes. Ein Teufelskreis.

Aber wenn Mütter und Töchter viel Glück haben, wird er irgendwann durchbrochen. Dann gehört die Mutter für die Tochter zu den Menschen, mit denen sie offen reden und schallend lachen kann. Die kleinen Geschichten ihres Alltags, die andere Leute zum Gähnen langweilig finden, können diese beiden in allen Einzelheiten miteinander teilen – ohne Türenknallen.

So ist es bei meiner Mutter und mir. Weil meine Mutter eben außergewöhnlich ist. Sie ist sehr stark und stets bereit zu geben. Obwohl sie auch meine dunklen Seiten kennt, liebt sie mich.

Die Tochter sagt zwar immer noch ab und zu „tut mir leid“ und die Mutter verzeiht. Und deshalb gibt es keine Blumen, nur Freundschaft und ein Alles Gute zum AndersMuttertag – jeden Tag.

Ich bin nicht sicher, ob ich den Übergang von der abhängigen Tochter zu dem schaffe, was ich dann sein werde. Aber dazu habe ich mich hier verpflichtet.

Gedanken zur abhängigen Tochter

Natasha

Ich weiß noch genau, wie Róisín das erste Mal in mein Büro kam, und ich ihr meine Idee „Zehn Dinge, die man mit seiner Mutter tun sollte, bevor es zu spät ist“ präsentierte. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich ihren Augen aufblitzen. Ob das ein gutes oder schlechtes Zeichen war, konnte ich damals noch nicht einschätzen, aber wie sich herausstellen sollte, fand sie meine Idee nicht nur gut, sondern sie fühlte sich auch persönlich davon angesprochen.

Aus Róisíns Beiträgen in ihrer Kolumne weiß ich, wie sehr sie ihre Mutter liebt. Außerdem war ich stets beeindruckt davon, wie ehrlich sie über ihre Schwächen als Tochter und die Abhängigkeit von ihrer Mutter berichtete. In den ersten Monaten unserer Zusammenarbeit hatte ich allerdings den Eindruck, sie versuche, diese Abhängigkeit vor mir verbergen. Das hielt aber nicht lange vor. Eines Abends, als wir gerade bei mir an unserem Buch arbeiteten, gab mein Drucker plötzlich den Geist auf. Róisín griff sofort zum Telefon und bat ihre Mutter, uns die benötigten dreißig Seiten auszudrucken. Bevor ich wusste, wie mir geschah, war Róisín schon auf halbem Weg

zu ihrer Mutter, um die Unterlagen abzuholen. Ich weiß noch, dass ich völlig entgeistert ihrem Taxi nachsah und mich fragte, wieso ich sie nicht zurückgehalten hatte. Wie konnte es sein, dass zwei Frauen über Vierzig eine fünfundsechzigjährige Dame damit belästigen, ihnen um halb zehn an einem Freitagabend dreißig Seiten auszudrucken? Selbstverständlich war Róisíns Verhalten für eine abhängige Tochter nicht ungewöhnlich. Sie tat das, was sie von Kindesbeinen an gelernt hatte: sich beim kleinsten Problem auf ihre Mutter zu verlassen.

Als ich Róisín und ihre Mutter dann schließlich zusammen erlebte, erkannte ich, wie gut die beiden zueinander passten und wie sehr sie miteinander harmonierten. Kein Wunder, dass Róisín sich so sehr auf ihre Mutter verließ. Als wir uns besser kennenlernten, unterhielten wir uns öfter über ihren Wunsch, sich von der Rolle der abhängigen Tochter zu lösen, und ihre Mutter als eigenständige Persönlichkeit zu betrachten. Diese Gespräche halfen ihr dabei, nicht gleich beim erstbesten Problem ihre Mutter anzurufen.

Schnell wurde deutlich, dass Róisín aktiv am Club der Töchter teilnehmen wollte. Von Anfang an stellte sie alle möglichen Pläne und Listen über Aktivitäten auf, die sie mit ihrer Mutter unternehmen wollte. Ich machte mir ein wenig Sorgen, und hoffte, dass sie nach ihrem fulminanten Start nicht rasch an Fahrt verlieren würde. Dass der Club der Töchter sie nicht unbeeindruckt ließ, merkte ich spätestens an dem Tag, als sie mich mit folgenden Worten anrief:

„Weißt du was? Heute habe ich meine Mutter zum Mittagessen eingeladen.“

„Super. Wo wart ihr denn?“

„Ist doch egal. Wichtig ist nur, dass ich dabei kein einziges Mal über mich geredet habe“, erwiderte sie mit offenkundigem Stolz über ihre Leistung.

Róisín war fest entschlossen, eine bessere Tochter zu werden. Egal, wie sie sich dabei schlagen würde, der Club der Töchter würde ihr dabei mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Hausaufgaben für die abhängige Tochter

Róisín wollte sich um mehr Unabhängigkeit von ihrer Mutter bemühen und bei Familientreffen nicht mehr ständig Streit auslösen. Und so ging es für Róisín weiter...

Neulich wurde mein E-Mail-Konto gehackt. Über Nacht erhielten mehrere Hundert Freunde und Bekannte von mir eine Werbemail für ein Diätprodukt im Wert von 128 Euro. An den nächsten Morgen denke ich mit Schaudern zurück.

Wenn es um Technik geht, habe ich oft ein Brett vorm Kopf. So starrte ich wie vom Donner gerührt auf mein E-Mail-Konto und malte mir die Reaktion der Leute aus, die nach Monaten oder Jahren endlich wieder von mir hörten und dann lesen mussten, dass ich sie für zu fett hielt. Die Woche fing ja gut an!

Ein paar wohlmeinende Freunde versuchten mir zu erklären, wie ich das Problem am besten lösen könne, aber ich stand davor wie ein Ochs vorm Berg. Ich tröstete mich damit, dass meine Bekannten ohnehin nicht glauben würden, dass ich ihnen ein Diätmittel andrehen wollte. Alle bis auf meine Mutter. Deshalb schickte ich ihr sofort eine Nachricht, um die Sache aufzuklären.

Seit ich alt genug bin, um von anderen als „zu fett“ tituiert zu werden (also ungefähr, seit ich vierzehn bin), muss sich meine Mutter meine Gewichtsprobleme anhören. Wie bereits erwähnt, sind wir beide keine Kostverächter, aber für mich ist Essen auch ein Trost in allen Lebenslagen.

Stundenlang haben wir die Vor- und Nachteile verschiedenster Diäten bis ins Letzte durchdiskutiert. Meiner Mutter ist es schließlich tatsächlich gelungen abzunehmen, allerdings ohne einen einzigen dieser Diätpläne zu befolgen, sondern mit purer Willenskraft: Wenn sie keinen Hunger hatte, hat sie eben einfach nichts gegessen.

Joggen (sehr langsam) und Walken habe ich ebenfalls probiert, aber nie mit durchschlagendem Erfolg. Immer wieder lande ich am Küchentisch bei meiner Mutter, die mir stets sagt, wie sehr sie mich liebe, egal welche Kleidergröße ich trage. Doch sie sagt auch: „Ich weiß, dass du nicht glücklich bist. Ich möchte, dass du glücklich bist.“

Und weil sie das möchte, hat meine Mutter die E-Mail mit der Diätwerbung geöffnet und das Produkt sofort bestellt. Sie war gerade erst aus dem Urlaub zurück und noch völlig neben sich. Sekunden später bekam sie meine Nachricht und schämte

sich für ihre Dummheit. Die Pillen stehen ungeöffnet auf ihrem Kleiderschrank und erinnern sie daran, dass sie auf einen Trick hereingefallen ist.

Doch damit nicht genug. „Dank dieser blöden Sache weiß ich jetzt, dass ich dir bei deinen Gewichtsproblemen nicht mehr helfen kann“, gestand sie mir kurz danach. Zu der Einsicht war ich allerdings auch schon gekommen. Mit fünfundsiebzig Jahren sollte meine Mutter mir nicht mehr bei meinen persönlichen Problemen behilflich sein müssen. Doch diese Erkenntnis löste bei mir keinerlei Verlustgefühle aus, im Gegenteil, ich hatte den Eindruck, meine Mutter von einer lästigen Pflicht befreit zu haben. Endlich hatte ich die Verantwortung für ein Problem übernommen, das ich nur selbst lösen konnte. Eine Hausaufgabe hatte ich damit erledigt!

Bei unseren Treffen hatte ich außerdem den Wunsch geäußert, mich in Gegenwart meiner Mutter weniger egoistisch zu benehmen. Ich wollte sie öfter zum Mittagessen einladen und ihr zuhören. Doch was tat ich? Ich suchte ein paar neue Restaurants aus und quatschte meine Mutter beim Mittagessen voll! Ich benahm mich schlimmer als vorher. Erst am Ende fiel mir mein Vorsatz wieder ein, aber da war es schon zu spät. Offenbar hatte ich mir den schlechten Umgang mit meiner Mutter so sehr angewöhnt, dass ich ihn nicht einfach ändern konnte.

Da kam mir die Idee, einfach so zu tun, als hätte ich meine Mutter zu einem Bewerbungsgespräch in ein Restaurant eingeladen. In einer solchen Situation würde ich die Fragen stellen, und den Antworten des Bewerbers lauschen.

Bei unserem nächsten Treffen setzte ich die Idee um. Das traf sich prima, denn meine Mutter hatte gerade mit der Behandlung ihrer Makula-Degeneration begonnen, bei der sie Injektionen direkt ins Auge bekam. Sie hatte also eine Menge zu erzählen.

Ich packte sogar mein kleines Diktiergerät aus, stellte es vor sie hin und hörte ihr zu. Meine Mutter redete und redete. Ich lernte eine Menge Neues über sie, zum Beispiel, dass sie gern mit jedem ihrer Kinder einzeln Zeit verbringen würde, also ohne Mann und Enkel. Außerdem träumte sie davon, nach Venedig zu reisen, und zwar schon seit 1980, als sie die Stadt das erste Mal in einer Eiscreme-Werbung gesehen hatte. Und sie ist tatsächlich froh, wenn sie mal ein paar Tage nichts von mir hört, weil sie dann weiß, dass ich ohne sie klarkomme. Als ich das hörte, beschloss ich, sie nicht mehr mit meinen Sorgen zu belasten. Außerdem kam bei diesem Treffen heraus, dass sie sich gern ein wenig umsorgter fühlen würde. Nach ihrer letzten Behandlung sei sie so erschlagen gewesen, dass sie das Bett hüten musste. Schön

wäre es gewesen, gestand sie mir, wenn eines ihrer Kinder bei ihr angerufen und sich nach ihrem Wohlergehen erkundigt hätte. „Alle glauben, ich sei gesund und munter. Um mich braucht man sich offenbar keine Gedanken zu machen. Aber ich hätte es schon gern, wenn die Leute öfter an mich denken würden“, sagte sie.

Meine Mutter mag nicht bevormundet oder übergangen werden. Aussagen wie „Mum mag das nicht“ oder „Mum wird auch nicht jünger“, vor allem in ihrer Gegenwart geäußert, werde ich also in Zukunft vermeiden.

Manchmal fühlt sie sich offenbar nicht ausreichend wertgeschätzt. Was sie für uns tue und getan habe, sei aus Mutterliebe geschehen und selbstverständlich gewesen, aber gelegentlich frage sie sich schon, ob wir diese Mühe auch zu schätzen wüssten. Noch im selben Atemzug suchte sie die Schuld für unsere nicht explizit ausgedrückte Wertschätzung bei sich. „Vielleicht habe ich euch so erzogen. Ich habe euch gesagt, dass ich keine Karte zum Muttertag möchte, habe euch ermutigt, in die Welt hinauszugehen und euer Ding zu machen. Aber manchmal frage ich mich schon, ob ihr mich aufrichtig liebt.“

Diese Aussage war ein ziemlicher Schlag. Ich überlege noch heute, wie ich das meinen Geschwistern beibringen soll.

Aber bei diesem köstlichen Mittagessen bekam ich einen tiefen Einblick in das Gefühlsleben meiner Mutter. Sie habe es genossen, im Mittelpunkt zu stehen, gestand sie mir, als wir hinterher den Aufzeichnungen lauschten. Ich stellte fest, dass meine Mutter dank meiner Zurückhaltung über Themen redete, die sie sonst nie zur Sprache gebracht hätte.

Nach diesem ersten Treffen legten ich und meine Geschwister zusammen und schenkten meiner Mutter eine Reise nach Venedig. Meine Schwester wird sich demnächst allein mit ihr zum Mittagessen treffen. Und ich merke mir ihre Behandlungstermine, damit ich ihr an diesen Tagen besondere Aufmerksamkeit schenken kann.

Für alle, die sich nicht sicher sind, was sie für ihre Mutter tun können, kann ich die Interviewtaktik nur wärmstens empfehlen. Da kann einem so manche Überraschung passieren.

Doch ich hatte mir nicht nur vorgenommen, meiner Mutter besser zuzuhören und weniger zu reden, sondern ich wollte meine Hausaufgaben auch im Umgang mit den anderen Familienmitgliedern erledigen. Anlässlich der Rückkehr meines Bruders aus

dem Ausland lud ich meine Mutter und Geschwister zu einem Abendessen ohne Kinder und Partner zu mir nach Haus ein.

Mein Bruder war vorübergehend bei mir untergekommen und half mir bei den Vorbereitungen. Beim Schnippeln und Köcheln wies ich ihn darauf hin, dass er, der uns regelmäßig auf die Palme zu bringen pflegte, sich bei dieser Gelegenheit gefälligst auf die Zunge zu beißen habe. Er entgegnete, es sei nicht seine Schuld, dass die Dinge beim letzten Familientreffen eskaliert seien. Damit hatte er nicht ganz unrecht. Aber dieses Mal sollte es anders sein.

Denn ich war auf einer Friedensmission. Ich wusste genau, dass meine Mutter nichts so sehr erfreute wie der Anblick ihrer in froher Runde versammelten erwachsenen Kinder. Ebenso sehr verabscheute sie es, wenn der Familienfrieden durch dumme Streitereien gestört wurde. Bei unserem heutigen Abendessen würde ich dafür sorgen, dass es harmonisch blieb.

Alles lief ganz wunderbar, das Hähnchen schmeckte köstlich, wie auch die Kartoffeln und das Gemüse.

Dann aber plauderte meine Mutter darüber, wie schön es für sie sei, bei meiner jüngeren Schwester zu wohnen. Wir sollten alle wissen, wie glücklich sie dort sei und wie fürsorglich meine Schwester sie betreue. Diese Schwester war nicht zum Essen gekommen (vermutlich ahnte sie schon, was sie erwarten würde).

Wäre ich nun nicht in Sachen Frieden unterwegs gewesen, hätte ich meiner Mutter ein paar Takte dazu erzählt. Meine Worte wären nicht besonders freundlich ausgefallen, denn ich hätte meine Mutter auch gern bei mir. Meine Schwester hat in ihr einen Babysitter und eine wundervolle Köchin, das kann man wohl kaum als schweres Los bezeichnen. Solchen Gedanken hätte ich vermutlich mit wenig Beherrschung Ausdruck verliehen.

Doch von den vielen Zusammenkünften des Clubs der Töchter geschult zückte ich mein Diktiergerät und stellte es demonstrativ neben meine Mutter. Diese Szene würde der Gruppe hervorragendes Anschauungsmaterial bieten. Meine Überlegungen waren völlig arglos, denn seit Projektbeginn hatte ich meine Mutter schon öfter aufgenommen. Aber in diesem Augenblick hatte ich offenbar die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Meine Schwester erblickte das Gerät und befand, die Familie auf diese Weise abzuhören, gehöre sich nicht. Jetzt, wo ich die Szene niederschreibe, finde ich ihr Argument durchaus schlüssig. Aber an jenem Abend sah ich die Sache anders. Ich

flippte aus, meine Schwester flippte aus, sie stürmte aus dem Zimmer, ich und meine andere Schwester ebenfalls, und meine Mutter brach in Tränen aus. Meine Friedensmission war gescheitert. Und ich war Schuld.

Erst Stunden später hatte sich die Lage wieder beruhigt. Die beleidigte Schwester holte einen Karton mit alten Kinderfotos hervor und die angriffslustige Schwester machte sich über die damalige Mode lustig. Damit waren die Wogen geglättet, meine Mutter wieder froh. Nur ich war es nicht. Es war mir wieder passiert. Obwohl ich mir so viel Mühe gegeben hatte. Sollte ich die Angelegenheit nicht einfach auf sich beruhen lassen?

Die Antwort lautete nein, denn man kann nicht erwarten, dass jahrelange Angewohnheiten so einfach verschwinden. Es ist wichtig, dranzubleiben, es immer wieder zu versuchen, bis es schließlich klappt. Es gibt Strategien, bestimmte provozierende Situationen und Konstellationen zu vermeiden. Man kann am Tisch Abstand halten von denjenigen, mit denen man oft aneinandergerät, ärgerliche Themen ignorieren und sich stattdessen auf angenehmere Unterhaltungen konzentrieren. Die Aufmerksamkeit sollte sich auf das Wohl der Mutter richten, und mit etwas Achtsamkeit kann man potenzielle Ärgernisse oft schon im Keim ersticken. Wie ein Autofahrer erkennt die umsichtige Tochter Schlaglöcher schon von Weitem und umfährt sie einfach. Der um Gleichmut bemühten Tochter gelingt es sogar, sich herauszuhalten, wenn die Mutter sie dazu animiert, die anderen Geschwister aufzuziehen. Am Ende dieser Entwicklung wird es keine Scherbenhaufen und gekränkte Gäste mehr geben, und die Mutter wird mit einem seligen Lächeln im Kreis ihrer Lieben sitzen.

Genau so ist es mir nach einem der letzten Zusammenkünfte des Clubs der Töchter ergangen. Und es war wie ein Sieg.

Brief der abhängigen Tochter an ihre Mutter

*Liebe Mutter,
kannst Du Dich noch an dieses Lied erinnern, das Camille O'Sullivan letzstens im Spiegelzelt auf dem Jahrmarkt sang? Das mit dem Refrain „Schau Mami, ohne Hände“. Damit hatte sie die ganze Welt meiner Kindheit in den Saal geholt. Und als wir an diesem Tag nach Hause gingen, hast du es nachgesungen, es klang ein bisschen schief, weil du dabei geweint hast. Ich habe gelacht, aber nicht, weil ich*

mich über dich lustig machte, sondern weil ich glaubte, deine Gefühle zu verstehen.

Kannst du dich an dieses Lied erinnern? Erst seit fünf Jahren verstehe ich es tatsächlich, denn seit dieser Zeit bin ich selbst Mutter. Wenn ich es jetzt singe, denke ich an meine beiden Kinder. Sie brauchen mich so, wie ich dich damals brauchte. Auch sie brauchen Schutz, Trost und Zuversicht. Ich habe dich damals immer als furchtlos erlebt. Du warst meine Heldin. Wenn ich in deinen Armen lag, hatten die Monster keine Chance. Alles war gut.

Weißt du noch, wie ich mit dem Kopf im Gitterzaun stecken blieb, und du die Feuerwehr rufen musstest? Und erinnerst du Dich noch an den Tag, als ich mir eine Beule holte, die so dick wurde, wie man es sonst nur im Zeichentrickfilm sieht? Wir fuhren mit dem Bus zum Krankenhaus. Du hieltst meine Hand. Und weißt du noch, wie du mich aus dem Pub gezerzt hast, weil du mich in schlechter Gesellschaft wähtest? Den ganzen Weg nach Haus habe ich dich angebrüllt. Weißt du das noch? Ich schon. Damals wollte ich mich nur ein bisschen amüsieren und habe deine Sorge nicht verstanden. Aber heute ist mir klar, dass mir Ähnliches bei meinen Mädchen bevorsteht.

Jetzt weiß ich auch, warum du damals geweint hast. In diesem Lied geht es um eine Mutter, die nicht mehr lebt, aber du bist noch bei mir. Uns bleiben hoffentlich noch viele Jahre. Du bist nicht weg, also muss ich dich nicht vermissen. Noch nicht.

Durch meine Gespräche mit den anderen Frauen im Club der Töchter habe ich gelernt, dass ich jetzt, wo du älter wirst, achtsamer mit dir umgehen und dich mehr wertschätzen sollte. Irgendwann wirst du gebrechlicher und dann wirst du uns dringender brauchen. Doch nur weil du du noch immer fit bist, bedeutet das nicht, dass du keine Fürsorge brauchst und nicht von uns verwöhnt werden möchtest. Irgendwann werde ich mich für deine Zuwendung revanchieren können, aber hoffentlich liegt diese Zeit noch in weiter Ferne. Doch ich sollte mich schon einmal darauf vorbereiten. Zu dieser Erkenntnis bin ich durch den Club der Töchter gelangt – diese Gespräche rüttelten mich auf und zeigten mir, dass sich etwas ändern muss.

Ich will nicht mehr unachtsam mit dir umgehen, Mutter. Langsam wird meine Liebe für dich erwachsen. Danke, dass du die beste Mutter der Welt bist – und für die vielen lustigen Augenblicke.

Deine Tochter,

Róisín